

sechs Gemeinden sonntäglich eine Vorabend-, drei Vormittags- und zwei Abendmessen. Die Vermeldung nach der Begrüßung und die Predigt übernimmt der jeweilige nicht ordinierte Gemeindeleiter. Der Priester ist fast nur noch Kultdiener, Consecrator, Sacrificator. Das ist das Priesterbild nicht des Neuen, sondern das des Alten Bundes, ja auch das der heidnischen Kulte. Es bedeutet eine Überbewertung des Kults und des Sakraments gegenüber dem Gotteswort (vgl. dazu 1 Kor 1,17). Es birgt auch die Gefahr der Verfälschung des Kults zur Magie in sich. Und scheinbar würde der Laie so aufgewertet; in Wirklichkeit würde die Kluft zwischen Priester und Laien, die seit dem letzten Konzil der Überwindung näherzukommen schien, erneut vertieft. Dabei ist noch gar nicht bedacht, daß der Priester durch solche Wiederholung der Zelebration geistlich abgestumpft und entleert würde.

Mindestens eine Möglichkeit der Bewahrung vor diesem grotesken Notzustand wäre doch wohl die Ordinierung dafür erprobter Laien unabhängig von ihrem Lebensstand; und ihre Zahl dürfte größer sein als man gemeinhin annimmt. Dabei müßte freilich auf akademische Bildung als Vorbedingung wohl verzichtet werden. Das mit dem Zölibatsgesetz gegebene Problem wäre damit allerdings noch nicht ganz gelöst. Aber ein unerläßlicher Schritt wäre getan.

## Bücher

### Das Wunder bezeugen

*Josef Breuss*, Das Kana-Wunder. Hermeneutische und pastorale Überlegungen aufgrund einer phänomenologischen Analyse von Joh. 2,1—12, Biblische Beiträge Bd 12, Schweizerisches Katholisches Bibelwerk, Fribourg 1976, 80 Seiten.

Daß ein Exeget ohne philosophische Grundlegung seiner Arbeit keine Exegese

betreiben kann, ist ein Grundbekenntnis des Verfassers, das explizit und implizit seine Argumentation leitet (11; 18 u. ö.). Der klassischen historisch-kritischen Methode mit ihren bekannten Engführungen stellt Breuss den „phänomenologischen Strukturalismus“ gegenüber, der erst nach Meinung des Verfassers die kerygmatische Intention der biblischen Texte ernst nehmen läßt. Philosophisch stützt sich Breuss auf Hegels „Phänomenologie des Geistes“ und vor allen Dingen auf Husserls „Logische Untersuchungen“. Ziel der Arbeit: Es soll die für die Geschichte Jesu selbst charakteristische Weise der Vergegenwärtigung herausgearbeitet werden (46, 73 u.ö.), um zu einer „Wesensschau“ der Texte zu kommen, die es dem Leser ermöglicht, sich selbst in der Geschichte wiederzufinden (50). Für diese Vergegenwärtigung ist charakteristisch das besondere Verhältnis zur Zeit (Zeit als Geschehensablauf — Zeit als Bedeutungsträger). In der Kanageschichte z. B. wird das folgendermaßen deutlich: „Jesus verwandelt nicht auf einer Hochzeit Wasser in Wein, sondern dort, wo Jesus ist, ist Hochzeit, und es wird der messianische Wein ausgeschenkt und gefeiert“ (47). So werden die Worte des täglichen Lebens im Rahmen des Kerygmas neu definiert.

Breuss nennt das Kerygma, die Vergegenwärtigung des Lebens Jesu, das „Aufatmen von Ostern: Zum Glück ist unsere bisherige Auffassung des Lebens Jesu verkehrt. Er ist nicht ins Nichts gefallen. Sein Weg hat uns die Augen aufgetan („Erlösung“)“ (74). In diesem Sinne, nämlich als „Entäußerung“, existentiell als aktives Hinnehmen der Zeit und Endlichkeit (75) gehört zu allen kerygmatischen Aussagen die Negation.

Von da her wird auch das Interesse des Neuen Testaments am Alten einleuchtend: Indem die Osterzeugen den Weg Jesu verstehen, erkennen sie den im Alten Testament bezeugten Gott als den ihren wieder (36 ff). „Ohne den Hintergrund des Alten Testaments wäre die Identifizierung unmöglich gewesen...“ (37). Umgekehrt: „Das Neue Testament erfüllt das Alte, indem

es die mit ihm verbundenen Erwartungen als menschlich enttäuscht“ (38). So ist der Osterglaube für jeden Menschen etwas völlig Neues und doch wieder etwas Vertrautes, nämlich das überraschende, entäußerte „Wiedererkennen des durch das Menschsein schon bekannten Gottes“ (39).

Breuss ist imstande, viele theologische Probleme in einer klaren, nicht nur dem Fachmann zugänglichen Sprache einleuchtend zu machen. Der Leser wird nicht bezwungen durch Beweismittel, sondern seine Fragen werden entschlüsselt. So kann diese Einzelanalyse dem bibelkritischen Leser für das gesamte Neue Testament eine neue Sicht und einen neuen Zugang verschaffen. Denn hier ist die Vermittlung für die pastorale Praxis nicht, wie so üblich, in einem undefinierbaren Appendix abgeschlossen, sondern die Argumentation hat den Bezug zur Praxis schon unmittelbar in sich selbst mitgegeben. Solche Art fundierter Exegese sollte es mehr geben, und sie erst sollte die Basis sein für eine handwerklich genaue kritische Textanalyse.

Susanne Heine, Wien

## Der Priester als Dialogpartner

Leo Zirker, *Leben im Dialog. Perspektiven für ein zeitgemäßes Priesterbild*, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1976, X + 214 Seiten.

Um es gleich vorweg zu sagen: Leo Zirkers „Leben im Dialog“ ist ein gutes, lesenswertes Buch — mit wenig Chancen, tatsächlich ganz gelesen zu werden. Vielleicht liegt das daran, daß es sich um eine Dissertation handelt und daß der Verfasser den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen gewählt hat statt umgekehrt. Dennoch hoffe ich, durch eine ausführliche Rezension die wichtigsten Aussagen zusammenzufassen und zum Lesen zu ermutigen.

Dem geschichtlichen Teil („Das Priesterbild der tridentinischen Tradition“) mit — aus heutiger Sicht — zum Teil amüsanten oder auch makaberen lehramtlichen Dokumenten folgt eine fundamentaltheologisch

orientierte philosophische Diskussion des „dialogischen Denkens“ seit dem Ersten Weltkrieg.

Zirker stützt seine eigene Konzeption auf B. Waldenfels, der es versteht, Geschichtlichkeit und Welthaftigkeit menschlicher Existenz in das dialogische Denken einzu beziehen. „Ich *bin* Leib und ich *habe* einen Leib“, und „der Dialog (kann) sein eigenes Ziel nur erreichen, wenn er offen bleibt für größere Gemeinschaft... die Anrede des Du (bleibt) einem bestimmten weltlichen und sozialen Kontext verwoben... alles, was man in die Gemeinschaft einbringt, ist schon unter Mitwirkung anderer entstanden“.

Etwas problematisch erscheint mir das (zu kurze) Kapitel, in dem Zirker die vorausgehenden spekulativen Aussagen mit denen „der“ Sozialpsychologie vergleicht. Es gelingt ihm dann aber auf einer anderen Ebene, Theorie und Praxis in Zusammenhang zu bringen. Unter dem Titel „Dialogisches Ethos“ ermöglicht er dem Leser einen (m. E. bruchlosen) Übergang von der spekulativen Ebene zu seinem Anwendungsbereich, dem Leben heutiger Priester. Ausgehend von der Einsicht M. Bubers und F. Ebners, daß es zwischen natürlichen und göttlichen Geboten keine Pflichtenkollision geben kann, „da beide in der Beziehung zusammenfallen“ (92), und nach den Hinweisen darauf, daß Elemente dialogischer Anthropologie von etlichen Theologen längst aufgenommen worden sind, nennt Zirker als „Grunddaten einer dialogischen christlichen Ethik“: 1. Jesus Christus als Proprium christlicher Ethik, 2. Kirchliches Gemeinschaftsethos und partnerschaftliches, emanzipatorisches Ethos. Der gemeinsame rote Faden dieser „Grunddaten“ ist die befreiende Praxis Jesu, die aus einer sehr bestimmten (durch sein Leben definierten) Art der Gottesbeziehung stammt und die exemplarisch die Beziehung von Ich, Du, Wir und Welt als befreiend und real möglich offenbart. Zirkers Schlußfolgerung dürfte kaum zu widersprechen sein: „Dialogisches christliches Ethos hat die Evidenz eines Lebensgesetzes für sich und kann deshalb eine grundlegend humane, nicht-